Der schwarze Koffer.

Geschichte eines Mordes
erzählt von dem, der den Mörder ausfindig machte.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von
Emmy Becher.

(5. Fortsetzung.)

„Wer war in der Nacht vom Sonntag auf Montag im Hause? Bitte, geben Sie alle Einzelnheiten so kurz und genau als möglich an," sagte oder vielmehr brüllte ich, und sah dabei nach Kräften bärbeißig d'rein.

„Fräulein Raynell war fast den ganzen Sonntag zu Hause gewesen. Morgens war sie nach der Stephanskirche, gleich hier um die Ecke, gegangen. Die Stephanskirche ist, wie mein lieber Mann zu sagen pflegte, —"

„So kurz als möglich!" rief ich.

„Hm, hm! Am Nachmittag hatte sie Besuch von ihrem Neffen Austin, und da hatten sie Streit, das heißt —hm, hm, — das alte Fräulein schalt und schimpfte. Ich muß sagen, daß der Herr Austin Harvey nie den Respect — hm, hm, — gegen die Tante vergaß und immer sanft und freundlich war. Aber sie gab ihm häßliche Reden — hm, hm, — gerade wie dem andern auch, nur daß ihr der mit gleicher Münze heimzahlt, während der Pastor wie ein Lamm ist. Zu Mittag aß sie allein, und Abends kam Herr Austin noch einmal für ein halbes Stündchen, und da gab es wieder einen Auftritt, so sagte wenigstens das Mädchen, denn ich selber höre ja so schlecht. Als der Herr Harvey dann zu seinem Abendgottesdienst ging — hm, hm, — saß die alte Dame ganz allein im vorderen Zimmer und las, und um zehn Uhr ging sie zu Bett. Das ist das letzte, was ich von ihr weiß, denn am nächsten Morgen hatte sie das Haus verlassen, ehe mein Mädchen da war, vor sieben Uhr, um mit dem ersten Zug abzureisen. Ich hörte sogar die Hausthüre gehen."

„Gesehen haben Sie die Dame demnach nicht?"

„Nein."

„Kam es manchmal vor, daß sie sich au diese Weise aus dem Hause schlich?"

„Leider, ja — hm, hm. Sie geht vor dem Frühstück auf den Klippen spazieren, und frühstücken thut sie, glaube ich — hm, hm, — Sommer und Winter um acht Uhr. Jeden Abend muß man ihr ein Glas Milch in's Wohnzimmer stellen, das trinkt sie dann, ehe sie geht, und ißt ein Biskuit dazu."

„Hatte sie am Montag Morgen die Milch auch getrunken?"

„Nein; seither ist sie nicht zurückgekommen."

„Ich frage, ob sie am Montag ihre Milch auch getrunken hat?"

„Ja, das Glas war leer."

Das war befremdlich, „aber," sagte ich mir, nicht ohne ein gelindes Gruseln, „der Mörder muß nach vollbrachter That das Glas geleert haben — er treibt sein Handwerk nicht auf alltägliche Art, dieser Herr Philipp Harvey."

„Und wann ist der Neffe Philipp zuletzt hier gewesen?" fuhr ich lauter fort.

„Philipp Harvey — hm, hm, — das wollte ich Ihnen eben sagen, der hat in der Nacht von Sonntag auf Montag hier geschlafen." Ich war erschüttert, unterbrach die Frau aber nicht. „Am Sonnabend — hm, hm, — ja Sonnabend war er da gewesen, und dann kam er am Sonntag Abend, so etwa um halb neun Uhr. Ich machte ihm selbst die Thüre auf, weil das Mädchen schon fort war."

„Und wann ging er wieder?"

„Wie?"

„Wann ging er am Montag wieder weg?"

„O, der steht in der Regel nicht so früh auf — hm, hm, — aber freilich an dem Tag, da mußte er auch zeitig heraus, denn er fuhr um neun Uhr nach London."

„Allein?"

„Nein, sein Bruder kam und holte ihn ab. Er ließ sich das Frühstück in sein Schlafzimmer bringen und dann fuhren sie miteinander in einer Droschke davon."

„Mit Gepäck?"

„Ja, seine Reisetasche — hm, hm, — nahm er mit, und seinen großen schwarzen Koffer, Herr Fahnder, seinen Bücherkoffer, wie er sagte."

„Bücher? Ihrer Beschreibung nach sieht er wohl nicht viel über den Büchern?"

„Wie ihn eben die Laune anwandelt. Soviel ich weiß, studirt er Medicin oder thut wenigstens dergleichen — hm, hm, — und Bücher hat er genug in seinem Zimmer."

„Konnte er denn so nach Belieben hier aus und ein gehen, Frau Jessop?"

„Freilich, Herr Polizeirath, und, fast schäme ich mich, es zu sagen, ich habe dem Fräulein Raynell den Hauptschlüssel gegeben. Niemals vorher hatte ich das gethan und werde es auch gewiß nicht wieder thun, aber, wenn die etwas will — hm, hm, — ist es nicht leicht, nein zu sagen, und dann bezahlt sie auch extra dafür."

„Und darf ich fragen, wie theuer sie dieses Vorrecht bezahlte, Frau Jessop?"

„Fünf Schilling die Woche, und ich fürchte sehr, sie gab den Schlüssel manchmal ihrem Neffen."

„Würde ihr das ähnlich sehen?"

„Das ist schwer zu sagen — hm, hm, — sie ist auf der einen Seite sehr streng und dann wieder sehr nachsichtig."

Ich habe dies Gespräch so kurz als möglich wiedergegeben, und Frau Jessops Abschweifungen unterdrückt, wo es thunlich war. Es war ein schweres Stück Arbeit gewesen, diese Unterhaltung zu führen, denn die alte Dame war wirklich sehr taub und schwachen Geistes, und es gelang mir fast nie, mich auf's erste Mal verständlich zu machen, schließlich ging es aber doch, und der Inhalt ihrer Mittheilungen war wohl einiger Mühsal werth, hatte ich jetzt doch die ganze Inscenirung des Mordes in Händen.

Nun rief ich das Dienstmädchen herbei und stellte auch mit ihr ein Verhör an, das aber zu keinem Ergebniß führte. Polly, so hieß der dienende Geist, hatte am Sonntag das Haus verlassen, ehe Philipp gekommen war, und als sie sich am Montag früh wieder eingefunden, war Fräulein Raynell schon verschwunden gewesen. Das Einzige, was ich von ihr erfuhr, war, daß der schwarze Koffer furchtbar schwer gewesen sei, der Kutscher habe darüber geflucht, als er ihn auf den Bock heben mußte, worauf Herr Philipp gesagt habe: „Ja, er ist schwer; es sind lauter Bücher darin."

Um halb acht Uhr, nachdem Herr Philipp geklingelt, habe sie ihm das Frühstück hineingetragen, nachdem sie schon eine halbe Stunde vorher Herrn Austin, der zu seinem Bruder wollte, in's Haus gelassen. Als sie mit dem Frühstück eintrat, war Herr Philipp schon auf und angekleidet. Auf Herrn Austins Frage nach seiner Tante hatte sie erwidert, Fräulein Raynell sei schon vor einer Stunde nach London abgereist. „Dein Koffer ist also gepackt," hatte Austin seinen Bruder gefragt, während sie im Zimmer war, und Herr Philipp hatte geantwortet: „Natürlich, nicht ein Buch habe ich zurückgelassen. Ich bin so froh, daß Du den Schlüssel gefunden hast, was hätte ich ohne den anfangen sollen?" Eine halbe Stunde darauf hatten sie das Mädchen nach einer Droschke geschickt, und die beiden Herren selbst hatten den Koffer aus dem Zimmer geschafft und dem Kutscher beim Aufladen geholfen. „Zum Bahnhof," hatte Herr Philipp ihm beim Einsteigen zugerufen.

Seit jenem Tag hatte Niemand im Hause von Tante oder Neffen etwas gehört oder gesehen.

Ich wünschte nun auch die Schlafzimmer zu besichtigen. Das des Fräuleins Raynell war sehr ordentlich, machte aber doch den Eindruck, daß die Bewohnerin es unvorbereitet verlassen habe, und sämmtliche Toilettengegenstände lagen auf dem Tisch oder in den Schubladen.

„Wissen Sie vielleicht, ob ein Hut oder Shawl fehlt?" fragte ich die Vermietherin.

Frau Jessop wußte das nicht, weil sie sich nicht mit Aufpassen abgab, Polly versicherte aber, Fräulein Raynell habe nur einen Capotehut und einen großen, schwarzen Strandhut im Besitz. Den Strandhut fanden wir in einem Wandschrank, den Capotehut in einer Schachtel.

„Heidenkuckuck!" rief Polly, „die muß ohne Hut nach London gefahren sein."

„Unsinn!" versetzte ich scharf. „Sie haben sich einfach geirrt, die Dame hatte natürlich einen dritten Hut."

Das Zimmer des jungen Mannes enthielt nichts von Bedeutung, da er all' seine Sachen mitgenommen hatte. Ich ging nun wieder in Fräulein Raynells Schlafgemach zurück, bemerkte dort einen zweiten Wandschrank und öffnete ihn. Sämmtliche Fächer waren vollgepfropft mit Büchern, fast lauter medicinischen, wie ich auf den ersten Blick sah.

„Heidenkuckuck!" rief Polly wieder. „Und da sagt der Mensch, er habe nicht ein Buch zurückgelassen. Aber wie sie nur da hereingekommen sind?"

„Frau Jessop," sagte, nein schrie ich, so nachdrücklich als möglich, „und Sie, Molly Hoykins, wie ich Ihnen sagte, ist Fräulein Raynell nach London gereist, ohne irgend Jemand ihre Adresse zu hinterlassen. Darin liegt an und für sich nichts Bedenkliches, und doch finde ich es begreiflich, daß ihre Neffen in Sorge sind. In ihrer Wohnung ist sie nicht also müssen wir herausbringen, wo sie ist. Die nöthigen Anhaltspunkte habe ich jetzt, aber, merken Sie sich wohl, von meinen Nachforschungen darf auch nicht das Geringste verlauten." Ich setzte eine möglichst würdevolle Amtsmiene auf. „Im Namen der Königin verpflichte ich Sie Beide zum Schweigen. Sollten noch von anderer Seite Nachforschungen angestellt werden, so ist es am besten, wenn Sie so wenig als möglich aussagen. Bedenken Sie wohl — wenn von alle diesem ein Wort in die Oeffentlichkeit dränge, so könnte es nur durch Ihre Schuld sein, denn außer Herrn Harvey und mir weiß Niemand darum, und wir werden Sie sofort dafür zu Verantwortung ziehen. Geloben Sie mir mit einem Eid, Schweigen zu bewahren! Eine Uebertretung wird als Meineid gerichtlich bestraft. Im Namen der Königin — schwören Sie!"

„O Gott, ja, ja!" stammelte Frau Jessop schlotternd.

„O, ich bin schon stumm wie eine Muschel," versicherte Polly.

Dumme Leute in's Bockshorn zu jagen, macht mir Spaß. „So, nun ist den Herren von der Polizei die Suppe versalzen," sagte ich mir im Stillen. „Prosit Mahlzeit, meine verehrten Collegen; dieser Mord ist nun einmal mein kleines Privatvergnügen, und zu zwei Drittheilen habe ich die Fäden in Händen."

14. Capitel.

Noch eins hatte ich mir aus Frau Jessops Redestrom herausgefischt — Philipp mußte an jenem Sonntag Abend mehr Wein getrunken haben, als ihm zuträglich war.

„Und ist dieser Philipp vielleicht links, Frau Jessop?" fragte ich plötzlich, während ich schon im Gehen begriffen war.

„Könnte es wirklich nicht sagen, mein Herr — hm, hm — habe nie darauf acht gegeben."

„Und Sie, Fräulein Polly?"

Polly wußte es gleichfalls nicht, es erschien ihr aber unwahrscheinlich.

„Und was soll ich sagen, wenn Fräulein Raynell wieder kommt?" frgte die Hauswirthin nach. „Auf welche Weise — hm, hm, — soll ich es Ihnen zu wissen thun?"

„Schreiben Sie an Herrn Austin," rief ich ihr zu, und rannte hastig die Stufen hinunter — die Harmlosigkeit, mit der diese Frau die Ermordete als lebend behandelte, ging mir auf die Nerven.

Auf der Rückfahrt war ich keineswegs niedergeschlagen, befand mich im Gegentheil in gehobener Stimmung. Ich fürchte, ich gehöre zu den sanguinischen Naturen, aber auch ein minder leicht erregbarer Mensch hätte einräumen müssen, daß ich ungeheure Fortschritte gemacht hatte, und der Vorsprung, den ich nun vor der englischen und französischen Polizei hatte, machte es höchst unwahrscheinlich, daß sie mich einholen konnten, wenn sie mir auch zweifelsohne auf dem Fuß folgen würden. Die einzige Aufgabe, die mir noch zu lösen blieb, war, den Aufenthalt des Mörders zu entdecken.

Frau Jessop hatte mich versichert, daß Fräulein Raynells Bett in der letzten Nacht, die sie im Hause zugebracht, benützt worden sei, und dies veranlaßte mich zu der Annahme, daß der Mord erst Montag in aller Frühe und nicht, wie die französischen Aerzte gemeint hatten, Sonntag Abend verübt worden sei.

Es stand nun ganz deutlich vor mir, daß dieser Philipp Harvey am Sonntag entweder wirklich betrunken nach Hause gekommen war, oder den Betrunkenen gespielt hatte. Er war auf sein Zimmer gegangen, hatte die Nacht dort zugebracht und war zu früher Morgenstunde bei seiner Tante eingedrungen, die aber schon aufgestanden und angekleidet gewesen war. Möglich, daß Fräulein Raynell auch ihr gewohntes Glas Milch selbst getrunken hatte. Der Neffe hatte sie zu Boden gestreckt und dann mit Chloroform betäubt, wobei ihm seine medicinischen Kenntnisse zu statten gekommen waren; dann hatte er die Leiche in seinen angeblichen Bücherkoffer gepackt und auf diese Weise nach der Bahn geschafft, wo ein wundersames Mißgeschick den Koffer unter Fräulein Simpkinsons Gepäck hatte gerathen lassen. Der übrige Theil des schauderhaften Dramas hatte sich dann vor meinen Augen abgespielt.

Das war jetzt — am Freitag nach dem Mord — meine Theorie über denselben.

Ich sagte vorhin, daß nunmehr meine einzige Aufgabe gewesen sei, den Aufenthalt des Mörders zu entdecken. Dabei habe ich jedoch einen anderen Punkt übersehen — noch waren mir die Motive der That unbekannt, und so lange ich die Veranlassung einer Handlung nicht kenne, muß ich sie als unerklärlich betrachten.

Aus Frau Jessops Mittheilungen hatte ich nichts darüber erfahren können. Das alte Fräulein war nicht schwatzhafter Natur gewesen, und die Wirthin wußte nicht das Geringste über das Vorleben ihrer Mietherin. Darüber konnte nur der Mörder selbst mich aufklären, und ich beschloß, noch diesen Abend nach Dover zu fahren. Es war mir in meiner jetzigen Stimmung zu Muth, als könnte ich bei jedem Versuch mit Sicherheit auf Erfolg rechnen.

Philipp Harvey war am Dienstag in Dover gewesen, das ging aus seinem Brief hervor, und aller Wahrscheinlichkeit nach war er noch dort, denn er wartete ja mit Angst und Pein auf seinen Koffer, den sein Bruder im nicht schicken konnte.

Ob Austin ihm eine Warnung zugehen lassen würde? Die Frage war schwer zu beantworten. Es war mir aufgefallen, daß er mir in jener ersten Unterredung in der „Pension", der man Fräulein Simpkinson anvertraut hatte, die Angabe gemacht, seine Tante habe in Nr. 17 der Strandparade allein gewohnt. Offenbar hatte er es nicht für nöthig erachtet, seines Bruders Aufenthalt im nämlichen Hause zu erwähnen, vielleicht nur deshalb nicht, weil dieser kein ständiger Bewohner, sondern nur zeitweiliger Gast war. Es war ja auch ganz natürlich, daß Austin sein Möglichstes that, den Bruder vor dem Galgen zu retten, dem er freilich nicht entgehen würde — ich brauchte die Schlinge, die ich ihm schon um den Hals gelegt, ja nur zuzuziehen.

In der Eisenbahn nahm ich Philipps Brief aus meinem Notizbuch und las ihn wieder und wieder in dem Bestreben, irgend eine Andeutung über seinen Aufenthalt zu finden.

„Am bekannten Platz, bei dem alten Mohren," das war alles.

„Der Mohr" war vermuthlich nicht im buchstäblichen Sinne zu verstehen; sollte es sich aber zufällig wirklich um einen Schwarzen handeln, so würde das meine Aufgabe wesentlich erleichtern, denn in der Regel wimmelt es in Dover nicht von Negern. Es war aber weit wahrscheinlicher, daß der Mohr irgend ein Scherzname oder eine nur dem Bruder verständliche Anspielung bedeutete. Jedenfalls mußte ich einmal auf gut Glück nach Dover fahren.

Noch ein anderer Punkt war mir dunkel geblieben. Philipp Harvey war mit dem schwarzen Koffer, der den Leichnam seiner Tante enthielt, von Southend nach London gefahren. Weshalb fand sich auf dem Koffer, der in London sofort nach Paris aufgegeben worden, keinerlei Spur der vorhergehenden Reise dorthin, keinerlei Gepäckzettel, der die Bezeichnung „London" allein oder von „Southend nach London" getragen hätte.

* * *

Ich fuhr nicht direkt nach Dover, sondern stieg in London aus und begab mich auf mein Bureau, worüber ich nachher sehr froh war, denn ich fand dort einen Brief von Austin Harvey an mich vor. Er war Morgens angekommen, als ich mich eben nach Southend begeben hatte.

„Geehrter Herr," so lautete das Schreiben, „es kommt mir immer mehr und mehr zum Bewußtsein, daß, seit meine vermessene Thorheit, oder, wie es scheinen will, Gottes strafende Vorsicht uns in Ihre Hand gab und uns Ihrer Barmherzigkeit anheimstellte, all' meine Versuche, Ihnen die Wahrheit vorzuenthalten, sehr thöricht und unklug waren. Sie wissen zu viel. Jedenfalls aber wissen Sie genug, um würdigen zu können, welche Angst mich irre geleitet hat. Doch bin ich jetzt entschlossen, meine Pflicht zu thun, was auch immer daraus entstehen möge.

„Und verurtheilen Sie mich nicht, wenn ich nach heißem innerem Kampf zu der Entscheidung gelangt bin, mein Gewissen befehle, oder vielmehr gestatte mir, einen Menschen, der mir nahe steht und theuer ist, vor einem grauenvollen Schicksal zu bewahren. Ich muß ein Bekenntniß meiner That ablegen und ihre Folgen tragen. Unmittelbar nach meiner Unterredung mit Ihnen habe ich an „Philipp" telegraphirt, ihn gewarnt und ihm zur Flucht gerathen, und ich hoffe, daß er sich jetzt in Sicherheit befindet. Wenn ich unrecht that, so sei Gott mir gnädig — ich konnte nicht anders.

„Gehen Sie nicht nach Dover, es wäre völlig nutzlos; Sie finden dort Niemand. Ich zweifle nicht, daß Sie jetzt die eine Hälfte dieser trostlosen Geschichte schon kennen, die andere — wozu soll ich mich noch weiterem Selbstbetrug hingeben? — harrt Ihrer in Southend. Sie wissen das so genau, wie ich selbst. Ich werde in Paris bleiben und die ferneren Ereignisse hier abwarten. Vergessen Sie nicht, bei einer Beurtheilung meine qualvolle Lage mit in Betracht zu ziehen. Der Himmel sei uns allen gnädig.

Austin Harvey."

Nachdem ich das gelesen hatte, nahm ich meinen Hut, ging schnurstracks nach Charing Croß und nahm eine Fahrkarte nach Dover.

Das Einzige, was mich für den Augenblick ernstlich beschäftigte, war die Frage, wo Philipp Harvey sich aufhielt, oder sich während seines Aufenthaltes in Dover aufgehalten hatte. Ich rieth immer an dem „alten Mohren" herum, konnte aber natürlich zu keinem befriedigenden Schluß gelangen.

Als ich, in Dover angekommen, den Bahnsteig entlang ging, fiel mir plötzlich ein großes Brett mit allerlei Anschlägen und Ankündigungen in die Augen. Mitten heraus grinsten zwei beturbante Mohrenköpfe, welche das Schild eines kleinen Gasthauses, Namens: „Das Sarazenenhaupt" vorstellten.

Ich nahm nun eine Droschke und befahl dem Kutscher, mich nach irgend einem Gasthaus zu bringen, wo Geschäftsreisende zu verkehren pflegen. Obwohl ich schon etliche zwanzigmale durch Dover gekommen war, hatte ich mich nie dort aufgehalten und kannte die Lokale ganz und gar nicht, nur daß der „Lord Warden" ersten Ranges und sehr theuer war, wußte ich zufällig. Während der Wagen der Stadt zufuhr, kam mir die in die Augen fallende Annonce wieder in den Sinn, und ich streckte den Kopf zum Fenster hinaus, um den Kutscher nach dem „Sarazenenhaupt" zu fragen.

Er kannte es wohl; es war ein besuchtes Wirthshaus mit Schankstube, ein Restaurant bescheidener Art, in dessen Oberstock auch Zimmer zum Uebernachten abgegeben wurden.

„Das paßt mir gerade," sagte ich, und der Mann lenkte sein Gefährt dorthin.

15. Capitel.

Die Dämmerung brach schon stark herein, als wir das „Sarazenenhaupt" erreichten, und gerade als die Droschke an dem Gasthof anfuhr, rannte ein Herr eilig aus dem Hause heraus. Bestürzt drückte ich mich in die Ecke, um nicht gesehen zu werden — es war Austin Harvey, der, sichtlich in großer Aufregung und ohne rechts oder links zu blicken, die Straße entlang eilte.

In dem Augenblick, da ich seiner ansichtig geworden, war mir blitzartig der Zusammenhang aufgegangen. „Der alte Mohr" — „das Sarazenenhaupt" — ich schämte mich wirklich der eigenen Gedankenlosigkeit. Mein guter Stern hatte mich vor das Haus geführt, in dem Philipp Harvey jenen Brief geschrieben; ein dicker Mohrenkopf glotzte mir grinsend von der Hausthüre entgegen.

Austins Anwesenheit sprach dafür, daß der Bruder gleichfalls noch in der Nähe war. Ich hatte nicht daran gezweifelt, daß ich ihn binnen zwei oder drei Tagen finden würde, freute mich aber nun, sehr viel Zeit und Mühe sparen zu können.

„So, so, Herr Austin Harvey versteht sich also auch auf's Lügen," dachte ich bei mir, sagte mir aber gleich darauf, daß dieser Vorwurf sicher ungerecht sei. Gewiß hatte er mit vollster Ueberzeugung geschrieben, daß er noch länger in Paris zu bleiben gedenke, und hatte seine Absichten erst nachher geändert. Vermuthlich hatte er erfahren, daß der Bruder seinen Rath nicht befolgt habe, und war nun persönlich herbeigeeilt, um ihn zu retten.

Der ganze Zuschnitt des Wirthshauses war sehr bescheiden. Ich ließ mir ein Zimmer geben und bestellte mir auf eine Stunde später in dem Speisezimmer unten ein Cotelett.

„Wohnt noch jemnad im Haus eben jetzt?" fragte ich den Kellner, als er im Begriffe stand, zu gehen.

Gestern sollten eine Menge Leute da gewesen sein; heute war die Zahl der Gäste sehr zusammengeschmolzen.

„Ich bin vorhin einem Herrn begegnet, der, so viel ich weiß, hier wohnt," sagte ich beiläufig. „Ein großer, blonder, ziemlich blasser Mann. Sie können sich nicht zufällig denken, wen ich meine und ob der Herr Thompson heißt?"

Es war ein Schuß in's Blaue, der Kellner sah verwundert aus und sagte mir dann, es sei allerdings ein Herr im Hause, auf den meine Beschreibung passe, der heiße aber nicht Thompson, sondern Harvey, und sei überdies den ganzen Tag auf seinem Zimmer geblieben und jetzt noch darin.

Das genügte mir.

„Nein, das ist der Herr also nicht, aber es hat nichts auf sich," damit entließ ich den Kellner.

Philipp Harvey befand sich demnach unter dem nämlichen Dach wie ich und zwar unter seinem wahren Namen. Ich hatte den falschen aus dem Kellner herauslocken wollen.

Ich ging hinunter und verzehrte mein Cotelett, das wirklich gut und saftig war und zu dem ich mir, weil ich mich in gehobener Stimmung befand, statt meines gewohnten Porters eine halbe Flasche Sherry geben ließ. Meine Nachforschungen waren von solchem Erfolg begleitet, daß ich mir unbedingt einen Namen damit machen mußte. Während die französische Behörde und die englischen Fahnder sich mit dem schwarzen Koffer herumschlugen und Fräulein Simpkinson quälten, hielt ich bereits alle Fäden in der Hand. Philipp Harvey konnte mir allerdings immer noch entschlüpfen, ehe ich im Stande war, die nöthigen Angaben gegen ihn zu machen, aber ehe ich ihn durchkommen ließ, mußte die Familie ordentlich blechen; das war nicht mehr als billig.

Nachdem ich meine Mahlzeit verzehrt hatte, saß ich noch behaglich über meinem Wein und war vielleicht in dem gemüthlichen Zimmer, in dem ich der einzige Gast war, ein bischen eingenickt, als die Thüre geräuschvoll aufgerissen ward. Ich fuhr zusammen und der erste Blick sagte mir, daß der Eingetretene, der mit Geräusch vorwärts stolzirte, kein Anderer, als Philipp Harvey sein konnte. Er war wie der Bruder groß, schlank und blond, damit hatte aber auch die Aehnlichkeit ein Ende. Weder die frische Hautfarbe, noch die klaren blauen Augen des jungen Geistlichen fanden sich bei ihm, er war blaß und sein Blick hatte etwas Verstörtes und Scheues.

So heftig wie er die Thüre aufgerissen hatte, zog er nun auch die Klingel und begann auf dem mit Sand bestreuten Fußboden auf und ab zu gehen. Als der Kellner den Kopf hereinstreckte, bestellte er „noch ein Glas, aber heiß und stark", er mußte von diesem Getränk schon mehr als wünschenswerth zu sich genommen haben.

Schon ein paarmal hatte er mich von der Seite angesehen, nun blieb er plötzlich vor mir stehen wie einer, der einen raschen Entschluß gefaßt hat.

„Können Sie plaudern?" sagte er. „Sind Sie gesellig? Der Teufel hole es, in so einem Hundeloch muß man doch irgendwie seine Zeit todtschlagen!"

„Das dachte ich eben auch," versetzte ich mit großer Lebhaftigkeit, „und bin wahrhaftig sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wollen wir uns dort in der Ecke ansiedeln?"

Philipp Harvey warf sich rasch auf das an der Wand stehende Sofa, während ich mir einen Stuhl nahm; der kleine Tisch stand zwischen uns. Der Kellner brachte gleich darauf ein dampfendes Glas Grog.

„Das riecht nicht übel," bemerkte ich heiter. „Da kann ich nichts Besseres thun, als Ihnen Gesellschaft leisten."

Harvey stieß wieder einen Fluch aus und befahl, ein zweites Glas zu bringen; seine Redeweise war fortwährend mit diesem überflüssigen Auspuß verziert.

Er brummte nun noch eine Weile über den erbärmlichen Ort und das schändliche Wetter, das nebenbei den ganzen Tag über ausnehmend schön gewesen war, und meine Versuche, das Gespräch auf allgemeine Tagesereignisse zu bringen, vereitelte er mit einem so energischen: „Hole der Teufel Ihre Politik!" daß ich sie schleunigst aufgab. Sehr angenehm war der Verkehr mit Philipp Harvey entschieden nicht; ein Mensch, dem sein Gewissen keine Ruhe läßt, ist ein schlimmer Gefährte.

„Mein Name ist Spence," sagte ich, nachdem ich eine Zeitlang auf den Busch geklopft hatte und es für angemessen hielt, der Einleitung ein Ende zu machen. „Spence aus London. Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe, diesen Abend zu verbringen?"

„Zum Kuckuck, natürlich dürfen Sie. Heiße Harvey, Philipp Harvey, und schäme mich gar nicht daran."

„Das glaube ich wohl, weshalb sollten Sie sich daran schämen? Darf ich ferner fragen, ob Sie ein Verwandter des Herrn Austin Harvey sind, des Vikars in Southend? Ich würde nicht daran gedacht haben, nur erinnerten Sie mich, gleich als Sie hereinkamen, ein wenig an jenen Herrn."

„Es ist mein Bruder," sagte Philipp.

„Wahrhaftig! Nein, wie merkwürdig! Ich traf Ihren Herrn Bruder in Paris, vor acht Tagen etwa — nein, es ist noch nicht einal so lange her — heute haben wir Freitag, es muß also erst am Dienstag gewesen sein. Es wunderte mich, ihn dort zu treffen, obwohl ich eigentlich selbst nicht weiß, weshalb mir das erstaunlich vorkam."

„Hm!" brummte mein Gefährte und zündete sich eine Cigarre an.

„Und wie befindet sich Ihre vortreffliche Tante, Fräulein Raynell?"

Er wurde leichenblaß, zitterte am ganzen Körper und hielt sich nur mit Mühe auf seinem Stuhle fest.

„Zum Henker mit dem Fräulein Raynell," stieß er heiser heraus. „Das heißt, es geht ihr gut, der geizigen alten Vogelscheuche. Sie scheinen ja meine ganze Sippschaft zu kennen, Sie, und ich habe nie etwas von Ihnen gehört."

„O ja, ich weiß in Ihrer Familie Bescheid und ich meine, Sie sollten sich über Fräulein Raynells Sparsamkeit nicht beklagen. Was die zusammenscharrt, kommt später Ihnen zu Gute, nicht wahr?"

Philipp Harvey schlug mit der Faust auf den Tisch. „Das thut es eben nicht," schrie er, „und wenn Sie so genau Beschid wüßten, wie Sie sich einbilden, so hätten Sie das nicht gesagt. Austin ist ihr Erbe — von jeher, und wenn ihr Erbe einem zu Gute kommt, so ist das nur Austin. In meinem Interesse wär's, sie so lang als möglich am Leben zu erhalten."

Er hatte die Stimme sinken lassen und den letzten Satz nur leise vor sich hin gemurmelt, ich hatte aber doch jedes Wort gehört, und die Bemerkung erschütterte mich tiefer, als ich mir selbst zugestehen mochte. An der Aufrichtigkeit des Mannes hegte ich keinen Zweifel, sein ganzes Wesen war von einer rauhen, herben Geradheit, und er war unter allen Umständen eher zu offen, wie er auch jedenfalls zu rauhborstig war.

„Nun ja, was liegt auch daran!" sagte ich. „Nehmen Sie noch ein Glas? Ich will klingeln."

„Gut, danke, und dann wollen wir das Blechschwatzen aufgeben. Spielen Sie Karten?" fragte Philipp Harvey.

„Einige Spiele, ja," erwiderte ich nicht ohne Zögern, denn dies war sicherlich nicht der Mann, mit dem es sich angenehm spielen ließ.

„Famos! Robert! He, Halunke! Karten her!"

Die Karten kamen und wir setzten uns zu einer Partie.

Harvey war ein vorzüglicher Spieler, aber er trank zu viel. Als er die Karten mischte, machte ich eine Bemerkung, die mir ganz unerwartet kam, — er war nicht links.

16. Capitel.

Eine Zeitlang spielten wir schweigend; ich gewann, und das verbesserte Herrn Harveys Stimmung keineswegs. Er fing an, die Karten hinzuschleudern, statt hinzulegen, und bestellte sich noch ein Glas Grog.

Gelegentlich tauschten wir ein paar Bemerkungen aus, die sich aber lediglich auf das Spiel bezogen, und Philipp fluchte manchmal vor sich hin, besonders wenn ich einen glücklichen Stich machte. Der Blick, mit dem ich sein verschlagenes Gesicht beobachtete, mag nicht sehr freundlich gewesen sein, denn der betrunkene Kerl war mir in der Seele zuwider. Der feige Mörder einer alten Frau, der fortwährend über Leute, die besser waren als er, loszog und fluchte — ein Wort von mir und der Bursche saß hinter Schloß und Riegel. Wie die Hand zitterte, in der er die Karten hielt, er war schon seiner Sinne nicht mehr ganz mächtig.

Ich erhob mein Glas, das noch beinahe voll war, denn ich bin ein mäßiger Mann.

„Da Sie mir sagen, es sei Ihr Vortheil, wenn sie lange lebt," sagte ich, „so trinke ich auf das Wohl von Fräulein Raynell und — von Fräulein Simpkinson." Ich nahm einen kleinen Schluck.

„Danke," murmelte Philipp, ohne sein Glas zu berühren.

Unhöflichkeit ist mir verhaßt, und ich fing wieder an: „Auf das Wohl der reizenden Fräulein Simp —"

Mit einem Schlage war Philipp Harvey wieder der Mann aus der guten Gesellschaft.

„Ich kann nicht finden, mein Herr," sagte er von oben herab, „daß unsere ungemein flüchtige Bekanntschaft Sie berechtigt, den Namen dieser Dame in den Mund zu nehmen. Fräulein Simpkinson steht mir zu hoch, um sie zum Gegenstand eines Wirthshausscherzes zu machen."

Ich fühlte mich halb geschlagen, aber noch mehr gereizt; die vollständige Umwandlung in der Stimme wie im Wesen entging mir nicht.

Er liebt sie, dachte ich bei mir, und sie ist die Braut seines Bruders.

Er wollte dem Gespräch einen andern Inhalt geben — er sollte ihn haben. Was ich jetzt sagte, entsprang aus Trotz und Haß, und nicht aus kluger Ueberlegung — zu guter Letzt sind wir doch alle eben nur Menschen und haben zuweilen unsere kleinen Schwächen.

„Es wundert mich gar nicht, daß Sie die Dame hochhalten," sagte ich, während ich die Karten abhob. „Aber wie mag das Fräulein über Sie denken, seit sie neulich einen Blick in Ihren schwarzen Koffer gethan hat?"

Philipp Harveys Hände sanken mit sammt den Karten schlaff herunter und eine Secunde lang starrte er mir in wilder Bestürzung in's Gesicht. Dann warf er mir mit einem Ruck, so schnell, daß ich nicht Zeit hatte, mir seine Absicht klar zu machen, den ganzen Pack in's Gesicht, und gleich darauf flog sein mit Grog gefülltes Glas den Karten nach. Diesmal hatte ich Zeit, den Kopf zur Seite zu biegen, und das Wurfgeschoß zerschmetterte nur einen hinter mir hängenden Spiegel. Daraufhin stand er auf und verließ, ohne noch ein Wort oder einen Blick an mich zu verschwenden, das Zimmer, so aufrecht, als es ihm eben gelingen wollte.

Recht verdrießlich und gedemüthigt blieb ich zurück. Die Art und Weise, in der ich behandelt worden war, empörte mich natürlich und empörte mich um so mehr, als ich mir sagen mußte, daß es nicht unverdient geschehen war. Es war ein Bubenstreich gewesen, mit solcher Roheit an die Tragödie des schwarzen Koffers zu rühren, und es war überdies ein herzlich dummer Streich gewesen. Ich, der ich bisher mit solchem Erfolg und solcher Vorsicht zu Werk gegangen war, hatte mich von einem kindischen Zorn übermannen lassen; von dem Verlangen erfüllt, meinem Gegner etwas „hinzureiben", hatte ich ihm nur eine verfrühte Warnung zukommen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Umschreibung.

Angeklagter: ....„Herr Gerichtshof, das muß schon in der Familie liegen, denn dem Franzl (dem Erschlagenen) sei Vata is g'rad so g'storb'n worden."

Unter uns Frauen.

Der Glaube an die Freude.

„Wie traurig ist mein Dasein, ich habe keinen Grund zur Freude in diesem mühseligen, arbeitsreichen Leben, das mir jahraus, jahrein nichts als fortgesetzte Sorge und Plage bringt!" klagen und stöhnen wohl täglich tausend und abertausende Menschen. Und wirklich sind solche Wesen bedauernswerth, denn ihre Existenz ist ihnen zur freudlosen Last geworden, nicht allein, weil sie für sich oder Andere gar hart schaffen müssen, sondern weil sie unter der qualvollen Bürde der unausgesetzten Arbeit alle Lebensfrische bereits verloren zu haben scheinen, und kaum mehr im Stande sind, sich zur Freud aufzuraffen.

„Ja, aber warum ist dem so?" fragen wir uns unwillkürlich, „müssen denn Arbeit und Sorgen für die Menschen unbedingt das Gefühl des Unglücks zur Folge haben, muß denn angestrengte Thätigkeit auch jeden Funken von Freudgefühl, den Glauben an die Freude unfehlbar auslöschen? — Nein, es muß nicht, sollte und dürfte nicht so sein, wenn wir Frauen im eigenen Heim und rings um uns her unsere Pflicht ganz und voll erfüllen wollten.

Die Freude ist etwas Göttliches im Menschen, das Schönste und Beste, was wir hienieden besitzen, wir müssen aber diesen „Götterfunken" treulich bewahren, hüten und pflegen, ihm geheiligte Altäre bauen in unseren menschlichen Wohnungen. Und je öfter wir hintreten an die geweihte Stätte, und mit dem leuchtenden Schein des Funkens unser eigenes und das Herz Anderer erwärmen und erhellen, desto mehr wahre und innere Befriedigung wird uns dieser Kultus gewähren. Er ist nicht neu, der Glaube an die veredelnde Macht der Freude, er hat schon unzählige treue Anhänger und Priester gefunden, alljährlich wächst die Zahl seiner Glaubensgenossen und seine Feste und Feiertage gehören zu den erhebendsten und weihevollsten unter allen religiösen Kundgebungen.

Wenn die Zeit des Hauptfestes der Freude herannaht, dann melden sich alle Frauen der Gemeinde als dienende Priesterinnen. Vorsichtig und geheimnißvoll werden die Vorbereitungen getroffen, jede Vestalin hat ihre heilige Aufgabe, sie wandert von Haus zu Haus und sucht all' die Armen, Leidenden, und auch die kleinen Kindlein auf, denen die Funken vom heiligen Altare der Freude am Festtage leuchten sollen. Da werden zahllose Brode und Kuchen geformt, tausend schöner Sächel